

EINE NEUE KIRCHE



Er will nicht länger die Augen vor der Not und dem Elend in seiner Heimat Kolumbien verschließen: Um 1960 entschließt sich der katholische Priester Camilo Torres, sein Leben dem Kampf gegen die Ausbeutung zu widmen. Schnell gerät der junge Geistliche in Konflikt mit der Amtskirche, die seit Jahrhunderten eng mit den Reichen und Mächtigen verbündet ist. Er wird zum Pionier der »Befreiungstheologie«, deren Vertreter bald überall in Lateinamerika für Gerechtigkeit kämpfen — Text: FABRICE BRAUN



Die Amtskirche steht oft nicht auf ihrer Seite, und doch sind die meisten Armen in Lateinamerika tiefreligiös (Familie auf einem Friedhof in El Salvador)

A

Am Abend des 18. Oktober 1965 regnet es in Bogotá. Die zweispurige 82. Straße am Rand der kolumbianischen Hauptstadt ist um diese Zeit, kurz vor 19 Uhr, fast menschenleer. Nur ein paar Passanten hasten mit Schirmen in der Hand über die Straße und beeilen sich, nach Hause zu kommen. Keiner beachtet den dunkelhaarigen Mann, der mit zwei Begleitern unter einem Baum steht.

Niemand erkennt in ihm jenen charismatischen Priester, dem vor Kurzem noch Zehntausende zugejubelt haben. Kaum jemand weiß, dass dies seine letzten Minuten in der Legalität sind. Kurz darauf steigt er in einen Wagen, der ihn an einen geheimen Ort bringt.

Später am Abend ruft er seine Mutter an: „Ich komme diese Nacht nicht heim.“ Sie wird ihn nie wiedersehen.

Denn an diesem Oktoberabend taucht Camilo Torres unter. Die einzigen Gegenstände, die er aus seinem alten Leben mitnimmt, sind seine Pfeife, ein Taschenmesser und eine Bibel.

Monatelang rätseln Freunde, was mit dem 36-Jährigen geschehen ist, der wie kaum ein anderer die Kirche Lateinamerikas mit seinen Forderungen nach sozialer Gerechtigkeit aufgerüttelt hat.

Dann berichten am 7. Januar 1966 Abendzeitungen in Bogotá über seinen „Aufruf an das kolumbianische Volk“. In dem Text, den er als Flugblatt verbreitet hat, erklärt Torres, er habe sich „dem bewaffneten Kampf angeschlossen“ und verkündet: „Für die Machtübernahme durch das Volk bis zum Tod! Nicht einen Schritt zurück – Befreiung oder Tod!“

Ein Foto zeigt ihn zwischen den Anführern der kommunistischen „Ejército de Liberación Nacional“, der „Natio-



Befreiungstheologie

Das koloniale Erbe lastet im 20. Jahrhundert noch immer schwer auf den Gesellschaften Lateinamerikas – und prägt die christlichen Kirchen des Kontinents. So gibt es etwa wie hier in Brasilien Gemeinden, die sich vor allem um die Nachkommen schwarzer Sklaven kümmern

nenalen Befreiungsarmee“. Er trägt einen Bart, einen Kampfanzug, ein Gewehr und lächelt in die Kamera.

Camilo Torres, der Armenpriester, Studentenseelsorger und Pionier einer Bewegung, die man später „Befreiungstheologie“ nennen wird, sieht keine andere Chance für seine Mission als den Griff zur Waffe. Aus dem Geistlichen ist ein Guerillakämpfer geworden.

Seit Jahrhunderten schon ist die katholische Kirche in Lateinamerika mächtig und allgegenwärtig. Denn das römisch-katholische Christentum ist die Religion der meist aus Europa stammenden Oberschichten, während die alten Kulte der Einheimischen immer weiter verdrängt werden.

Auch nach dem Ende der Kolonialzeit im 19. Jahrhundert ändert sich nichts an der Verflechtung der Kirche mit den Mächtigen. Als Papst Leo XIII. 1891 angesichts der Industriellen Revolution und deren Folgen erstmals die Ausbeutung geißelt und so die katholische Soziallehre begründet, reagieren die führenden Geistlichen von Kolumbien im Norden bis Chile im Süden nur zögerlich auf seine mahnenden Worte.

Denn Lateinamerikas Kirche hat bis dahin stets die bestehenden Machtverhältnisse als natürliche, gottgegebene Ordnung legitimiert. Sie besitzt selbst Grund und Boden, allein in Kolumbien gehören ihr im 19. Jahrhundert fast zehn Prozent des fruchtbaren Landes. Die Lehrpläne an Schulen und Universitäten folgen den Moralvorstellungen des Klerus, Religionsunterricht ist Pflicht.

Viele arme Bauern glauben, es sei der Wille Gottes, dass sie den Großgrundbesitzern gehorchen. Die ungebildeten und auf den weitläufigen Ländereien isolierten Landarbeiter sind von ihrem *patrón* abhängig, sogar bei Wahlen müssen sie sich nach ihm richten und jener Partei folgen, der er angehört.

Da die meisten Analphabeten sind, können sie die Bibel nicht lesen. Sie hören nur, was die Priester ihnen erzählen, und stellen diese Interpretation der Heiligen Schrift nicht infrage.

In dieser ungerechten, von gewaltigen sozialen Gegensätzen zerrissenen

Gesellschaft kommt Jorge Camilo Torres Restrepo am 3. Februar 1929 in Bogotá zur Welt. Vier Fünftel der Kolumbianer sind arm. Eine zu der Zeit gerade wütende Inflation treibt die Lebensmittelpreise in die Höhe, vielen droht Hunger.

Auf der anderen Seite stehen die Großgrundbesitzer, nicht einmal vier Prozent der Bevölkerung, denen fast zwei Drittel des Bodens gehören.

Die ungleiche Verteilung hat zur Kolonialzeit begonnen, als die Spanier fruchtbaren Boden fast ausschließlich an Landsleute vergaben. Die wirtschaftliche Liberalisierung nach der Unabhängigkeit Kolumbiens verstärkte diese Ungerechtigkeit noch, vom lukrativen Tabakhandel etwa profitierten vor allem die Großgrundbesitzer, viele einheimische Bauern mussten nun ihr letztes Land verkaufen.

Als Teil einer privilegierten Familie bekommt Torres anfangs nur wenig von den Problemen mit. Der Vater ist ein angesehener Arzt, seine Mutter betreibt das mondäne Hotel „Ritz“, in dem sich liberale Politiker zum Feiern treffen.

Die Eltern sind Freidenker, sie verabscheuen die katholische Kirche, die in Kolumbien noch 1916 die Lektüre liberaler Zeitungen zur Todsünde erklärt hat. Das hindert sie nicht daran, ihren Sohn der Tradition gemäß taufen zu lassen.

Torres geht auf ein hochanerkanntes Gymnasium, ist ein guter Eleve: klug, beliebt, charmant – und furchtlos gegenüber Autoritäten. In der von ihm gegründeten Schülerzeitung „El Puma“ macht er häufig die Lehrer lächerlich.

1947 schreibt er sich an der Universität in Bogotá für ein Jurastudium ein, kurz darauf folgt die Verlobung mit der Tochter eines bekannten konservativen Abgeordneten. Seine Karriere als gut situierter Anwalt scheint vorbestimmt. Nachts tanzt er auf den Bällen der Reichen, tagsüber sitzt er in Cafés und diskutiert über Kant, die Existenz Gottes und andere philosophische Fragen.

„Wir waren jung, und wir haben uns amüsiert“, erinnert sich eine Freundin an diese sorglose Zeit.

Nichts deutet darauf hin, dass Camilo sich zum Geistlichen berufen fühlt oder dass er entscheidend dazu beitragen wird, die katholische Kirche Lateinamerikas zu verändern.

Dann aber lernt er über seine Verlobte zwei französische Dominikanermönche kennen, die nach Kolumbien geschickt worden sind, um Nachwuchs für ihren Orden zu werben. Der junge Mann ist beeindruckt von den Patres, die



intellektuell brillant sind und ernsthaft in ihrem Tun. Sie treten anders auf als jene konservativen Kleriker, die er bis dahin erlebt hat: Sie reden nicht von Wundern und Seelenrettung, sondern diskutieren wie Torres über Philosophie – eine „rationale Form des Glaubens“, wie er später notiert.

Diese Priester verkörpern eine ganz andere Art von Christentum. Einer von ihnen erzählt Torres, wie er in der französischen Widerstandsbewegung gegen Hitler-Deutschland gekämpft hat.

Torres trifft die Dominikaner immer wieder, unterzieht sich selbst auferlegten Exerzitien, hinterfragt bei geistlichen Übungen sein Leben. Schließlich sprechen sie ihn darauf an, ob er sich vorstellen könnte, Mönch zu werden.

„Ich begriff, dass dem Dasein, wie ich es verstand und lebte, der Sinn fehlte. Ich dachte nach, wie ich nützlich sein

Der christliche Glaube ist tief verwurzelt in den Menschen Süd- und Mittelamerikas. Mancherorts lassen Gläubige selbst ihr Geflügel von katholischen Geistlichen segnen

Ein Priester spricht mit Regenwald-Indianern in Ecuador. Obwohl die Kirche oft nicht ihre Interessen vertritt, respektieren viele Lateinamerikaner die katholischen Geistlichen als moralische Autorität

könnte, nützlicher für die menschliche Gemeinschaft“, erzählt er Jahre später einem Freund. „Als Arzt, Rechtsanwalt, Ingenieur, Chemiker? Nichts von allem. Priester, das war die Lösung.“

Schnell fasst er den Entschluss, Dominikanermönch zu werden, und löst die Verlobung. Die Eltern sind schockiert.

Als Kompromiss erlauben sie ihrem Sohn, in ein Priesterseminar in der Stadt zu gehen. Dort ist er nicht ganz so aus der Welt wie als Mönch in einem abgeschiedenen Kloster. Insgeheim hoffen sie wohl, dass er seine Entscheidung bald selbst bereuen wird. Doch sie täuschen sich: Torres tritt noch 1947 in das Seminar der Erzdiözese von Bogotá ein. Er ist 18 Jahre alt.

In dieser Zeit eskaliert in Kolumbien ein seit Langem schwelender Konflikt zwischen Liberalen und Konservativen. Großgrundbesitzer, Industrielle, Kirchenvertreter hetzen gegen den Linksliberalen Jorge Gaitán. Der einstige Gewerkschafter will die Herrschaft der Oligarchie beenden, beklagt die soziale Benachteiligung der Massen.

Eine Jagd auf den populären Politiker und dessen Anhänger beginnt. Unruhen erschüttern Kolumbien, Streiks

lähmen die Wirtschaft, Bauern und Landarbeiter erheben sich zu Aufständen. Angehörige der eigens aus diesem Anlass gegründeten politischen Polizei zünden auf Befehl der konservativen Regierung Dörfer an, in denen sie Gegner vermuten, lösen Versammlungen mit Maschinengewehrfeuer auf. Sie töten mehr als 14 000 Oppositionelle.

Am 9. April 1948 wird Gaitán in Bogotá von einem geistig Verwirrten auf offener Straße erschossen. Seine Anhänger stecken daraufhin Ministerien in Brand, plündern Läden, ziehen mit Macheten durch die Straßen der Hauptstadt, töten Priester und Konservative.

Regierungstreue Soldaten rollen mit Panzern an und richten sämtliche Unruhestifter – oder diejenigen, die sie dazu erklären – an Ort und Stelle hin.

Nach ein paar Tagen sind 3000 Menschen tot. Im ganzen Land entlädt sich in den nächsten Monaten der angestaute Hass. Liberale überfallen Dörfer, in denen Konservative wohnen, und Konservative die Dörfer von Liberalen.

Schwangeren werden die Bäuche aufgeschlitzt, Kinder mit Bajonetten aufgespießt. Schon eine Krawatte in der Farbe der falschen Partei zu tragen kann den Tod bedeuten. Den wütenden Banden der beiden Lager schließen sich oft auch Verbrecher an. Politisch motivierter Terror und kriminelle Gewalt sind bald nicht mehr voneinander zu unterscheiden. Dem Bürgerkrieg zwischen Liberalen und Konservativen, der *violencia*, fallen in den nächsten Jahren mehr als 200 000 Menschen zum Opfer.

Einige Bischöfe verbieten in Hirtenbriefen, bei Wahlen für die Liberalen zu stimmen, weil die unter anderem die Scheidung, die Zivilehe und den gemeinsamen Unterricht für Jungen und Mädchen einführen wollen. Dass sie die Lage so nur verschlimmern, scheint die Geistlichen nicht zu kümmern.

Auch überall sonst in Lateinamerika eskaliert die Gewalt. Zwischen 1931 und 1965 kommt es zu fast 100 Revolutionen. Von 1940 bis 1955 wechseln sich 121 Präsidenten ab, davon bleibt ein Drittel nicht einmal ein Jahr im Amt.

Die sozialen Spannungen, die wirtschaftliche Ungleichheit, die ungerechte Verteilung von Grund und Boden sowie die Unterdrückung der Armen durch die wohlhabende Oberschicht lassen den Kontinent nicht zur Ruhe kommen.

Vielerorts in Lateinamerika putzen sich autoritäre Regime an die Macht: In Paraguay und Peru herrschen

Generäle, in Argentinien wird der Populist Juan Péron durch Militärs gestürzt, Brasilien steht immer wieder am Rande eines Bürgerkriegs, und in Venezuela beendet eine Junta alle Reformprogramme der demokratischen Vorgängerregierung, um sich selbst zu bereichern.

Immer mehr Geistliche, die täglich mit der Not der Armen konfrontiert sind, stellen die Zusammenarbeit der Kirche mit der Obrigkeit infrage. Einer der höheren Kleriker, die das Elend nicht gleichgültig lässt, ist der Erzbischof von Bogotá, Crisanto Luque.

Doch für die Neuorganisation der kirchlichen Sozialarbeit braucht er Fachleute – und so schickt er 1954 den begabten Camilo Torres, der gerade zum Priester geweiht worden ist, an die Universität von Löwen in Belgien. Er soll an der Kaderschmiede für katholische Nachwuchskräfte Soziologie studieren.



Aber nicht nur putschende Offiziere versetzen Lateinamerika in Aufruhr. Während Torres in Löwen ausgebildet wird, erheben sich auf Kuba Rebellen um Fidel Castro gegen den Diktator Fulgencio Batista. Am 1. Januar 1959 übernimmt Castro auf der Karibikinsel die Macht.

Über den gesamten Kontinent verbreitet sich nun eine revolutionäre Aufbruchsstimmung unter Linken, Studenten, Intellektuellen: Kuba hat gezeigt, dass man mit wenigen, entschlossenen Kämpfern eine Diktatur stürzen kann.

Castros Revolutionäre enteignen die Großgrundbesitzer, bauen das Sozialsystem aus, richten eine neue Gesundheitsversorgung ein. Vor allem aber trotzen sie der Supermacht USA, die sich in der Region sonst häufig einmisch.



Mit einer Kombination aus heidnischen und christlichen Ritualen begeht ein bolivianischer Schamane das Osterfest. Trotz jahrhundertelanger Versuche der Kirche, die indigenen Religionen auszulöschen, haben sich in vielen Regionen Lateinamerikas noch Elemente des indianischen Volksglaubens erhalten

Bald erheben sich auch in Guatemala, Nicaragua, Argentinien und Bolivien Guerillabewegungen gegen autoritäre Regime und Militärdiktaturen.

In Kolumbien ist der Bürgerkrieg zwar seit 1957 beendet, es regiert nunmehr eine „Nationale Front“: Liberale und Konservative haben sich darauf geeinigt, die Macht 16 Jahre lang untereinander aufzuteilen und immer abwechselnd den Präsidenten zu stellen.

Das ist jedoch keine Demokratie, sondern eher eine Simulation demokratischer Verhältnisse, getragen von der Oberschicht. Auch die sozialen Probleme sind geblieben: Mehr als 30 Prozent aller Stadtbewohner leben in Slums, 20 Prozent sind arbeitslos. Auf dem Land hat kaum eine Bauernhütte Strom oder Wasseranschluss. Auf 10 000 Menschen kommen weniger als drei Ärzte. Viele Kinder sterben an Unterernährung.

Dabei schaffen es viele Großgrundbesitzer noch nicht einmal, ihre Felder vollständig zu bewirtschaften, so riesig sind zum Teil ihre Ländereien.

Camilo Torres kehrt im Januar 1959 aus Europa nach Bogotá zurück und arbeitet fortan als Studentenseelsorger und Dozent an der neu gegründeten soziologischen Fakultät der Universität.

Hier will er anwenden, was er im Studium und auf Reisen nach Berlin und Paris gelernt hat: dass gesellschaftliche Strukturen nicht gottgegeben sind, sondern von Menschen geschaffen werden – und daher von Menschen auch verändert werden können. „Die sozialen Probleme erfordern am dringlichsten eine Lösung“, hat er bereits in Europa in einem Bericht in die Heimat formuliert.

Zur Feldforschung führt er seine Studenten, die fast alle aus wohlhabenderen Familien stammen, in die Elendsviertel Bogotás: zu früheren Bauern, die vor der Gewalt in die Stadt geflohen sind und nun mit ihren Kindern in selbstgezümmerten Hütten hausen. Zu verzweifelte Vätern, die sich als Tagelöhner in Ziegelbrennereien verdingen, die betteln oder geschmuggelte Zigaretten verkaufen, um ihre Familien durchzubringen.

Seine Studenten haben all das früher höchstens im Vorbeifahren aus dem

Autofenster wahrgenommen. Nun packen sie an und mobilisieren Kommilitonen: Angehende Mediziner untersuchen die Slumbewohner, Juristen beraten sie bei Problemen mit den Behörden, Ingenieure entwerfen eine Kanalisation.

Die konkreten Eindrücke des Elends verändern Torres, der nun immer politischer und radikaler in seinen Äußerungen wird. Auf Kongressen setzt er sich für soziale Reformen ein, vor allem für eine gerechte Verteilung des Bodens und des Reichtums. Noch glaubt er, dass Veränderungen innerhalb der bestehenden Institutionen möglich sind.

Nicht nur wegen seines politischen Engagements ist Torres ein ungewöhnlicher Priester. Trotz seines Einsatzes für die Armen wohnt er mit seiner Mutter in einem Nobelviertel Bogotás. Er kleidet sich elegant, geht auf Partys und fährt mit dem Motorroller durch die Stadt.

Er ist mit Großgrundbesitzern, Militärs und Kabinettsmitgliedern ebenso befreundet wie mit Kommunisten, Liberalen und Gewerkschaftern. Als er mit dem Erziehungsminister eine Aktion startet, die in den Kommunen Eigeninitiative und Selbsthilfe anregen soll, wird der Auftritt im Fernsehen ausgestrahlt.

Die Kirche lässt den unbequemen, aber beliebten Priester lange gewähren. Doch im Juni 1962 wird es dem Kardinal Luis Concha zu viel. Als Torres öffentlich Studenten verteidigt, die gegen die Regierung und deren Unterdrückung von Opposition durch Militär und Polizei demonstriert haben, muss er von seinen Universitätsämtern zurücktreten.

Ganz fallen gelassen wird er nicht: Der längst überall im Land bekannte Priester darf als Repräsentant der Kirche beim Institut für Landreform arbeiten.

Viele Menschen teilen seinen Wunsch nach einer Erneuerung der Kirche, und das nicht nur in Lateinamerika (wo sich in den Elendsquartieren nun Laien in Basisgemeinden zusammenfinden, um gemeinsam in der Bibel zu lesen), sondern selbst im Vatikan.

Dort amtiert seit 1958 der reformfreudige Papst Johannes XXIII. Für Oktober 1962 beruft der Heilige Vater das Zweite Vatikanische Konzil ein, an dem



die katholischen Bischöfe aus dem ganzen Erdkreis teilnehmen – ein Kirchentreffen, wie es seit Generationen nicht mehr abgehalten worden ist. Es geht um die Modernisierung der Kirche, um Fragen der Weltoffenheit und Toleranz. Der römische Zentralismus soll durch eine Stärkung der Bischöfe, der Laien, der Ortskirchen eingedämmt werden.

Zu einem besonders wichtigen Thema wird die Frage sozialer Gerechtigkeit.

Im August 1962 findet dazu in Buenos Aires eine vorbereitende Konferenz statt. Dort debattieren die Teilnehmer, wie die Kirche auf die explosive politische Stimmung in Lateinamerika reagieren soll. Einige Geistliche plädieren für gemäßigte demokratische Reformen, wollen durch Wahlen und Parteien die Gesellschaft gerechter machen.

Camilo Torres, der als einziger Geistlicher aus Kolumbien anwesend ist,

äußert sich radikaler: Er würde selbst mit den Kommunisten zusammenarbeiten. Das seien schließlich diejenigen, die für eine wirklich neue und gerechte Gesellschaft kämpften.

Später prägt er den Ausspruch: „Wieso streiten sich Katholiken und Kommunisten darüber, ob die Seele sterblich oder unsterblich ist, anstatt sich einig zu werden: Der Hunger ist sterblich!“

An der Versammlung nimmt auch der Theologe Gustavo Gutiérrez teil, ein Freund von Torres aus der Zeit in Belgien. Der Peruaner plädiert für eine „spezifisch christliche Form des Radikalismus“. Für Gutiérrez ist die Botschaft Jesu ein konkreter Auftrag, die sozialen,

Während seiner Zeit als Studentenseelsorger an der Universität in Bogotá entwickelt Camilo Torres (links, Mitte) immer radikalere Ansichten. Wegen seines politischen Engagements muss er die Universität 1962 verlassen

Ende 1965 verliert Torres (im Bild links) endgültig die Hoffnung, das als ungerecht empfundene System Kolumbiens friedlich ändern zu können, und schließt sich einer Guerillatruppe an

politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse im Hier und Jetzt zu verändern.

Das zentrale Thema des Neuen Testaments sei die Befreiung des Menschen: von Hunger, Elend, Unterdrückung und Unwissenheit.

Gemeinsam mit anderen Kirchenreformern wird Gutiérrez diese neue Interpretation der Heiligen Schrift in den nächsten Jahren zur Befreiungstheologie entwickeln. Sie lehrt etwa, dass Armut nicht gottgegeben ist und durch Handeln bekämpft werden soll.

Torres ist kein Theoretiker wie Gutiérrez. Obwohl er mit Studien, Pamphleten und Büchern für Gerechtigkeit kämpft, sitzt er nur ungern am Schreibtisch. Ihn drängt es zu den Menschen.

Er will handeln, doch die Konferenz in Buenos Aires ist ohne konkretes Ergebnis geblieben. Torres hat nun erst recht das Gefühl, dass der Klerus jede Reform verhindert.

Was er auf Reisen durch Kolumbien im Auftrag des Instituts für Landreform erlebt, lässt seine Hoffnungen weiter schwinden. Überall trifft er auf Arme, die für einen Hungerlohn auf den Feldern der Reichen schuften.

Als Torres mit einem Großgrundbesitzer über Landverteilung diskutiert,

lacht der ihn nur aus: „Du hast dein Wissen aus Büchern. Ich aber bin ein Farmer – und ich weiß genau, worüber ich rede.“

Torres zieht daraus den Schluss, dass offenbar nur radikale Maßnahmen eine Lösung bringen können.

Im September 1964 ruft er in einem Vortrag an seiner alten Universität in Löwen erstmals zum Aufstand auf: „Es ist eine Pflicht der Christen in den armen Ländern, an der Revolution und ihrer Wirtschaftsplanung mitzuarbeiten.“



Zurück in Kolumbien, stürzt er sich in die politische Arbeit, organisiert, schmiedet Allianzen. Ende 1964 übernimmt er die Führung in einem Bündnis mehrerer linker Oppositionsgruppen, das durch Wahlen an die Macht kommen will.

In dieser „Einheitsfront der Volksbewegungen“ sind sowohl christliche Gewerkschaften als auch Sozialdemokraten und Kommunisten vertreten.

Doch die Partner in der „Frente Unido“ brauchen ihm zu lange, um sich auf einen gemeinsamen Plan zu einigen.

Also verliert er am 12. März 1965 während eines Vortrags ein vorläufiges Grundsatzprogramm, das er selbst verfasst hat – und vorher nicht mit den anderen abstimmt: Er fordert eine umfassende Landreform mit Enteignungen der Grundbesitzer sowie kostenlose Schulbildung und Anspruch auf Sozialhilfe für alle Kolumbianer, zudem die Verstaatlichung von Banken, des Gesundheitssystems und des Abbaus der Bodenschätze.

Seine Bündnispartner fühlen sich übergangen. Ebenso geht es der Kirche, die nach wie vor von konservativen Kräften geprägt wird. Torres ist nicht mehr tragbar. Er verliert seinen Posten beim Institut für Landreform, kurz darauf erklärt Kardinal Concha, dass sich manche Positionen des Priesters nicht mit den Lehren der Kirche vereinbaren lassen.

Torres widerspricht seinem Vorgesetzten öffentlich, ihr Streit beherrscht

wochenlang die Schlagzeilen der Zeitungen. Im Juni sieht Torres keinen anderen Ausweg mehr und bittet darum, zurück in den Laienstand versetzt zu werden. Nach elf Jahren als Priester verliert er die heiligen Weihen.

Einigen Freunden gesteht er, wie sehr er unter diesem Verlust seines Amtes leidet, aber nach außen gibt er sich in einer Erklärung Ende Juni 1965 kämpferisch: „Bei der Analyse der kolumbianischen Gesellschaft wurde mir die Notwendigkeit einer Revolution bewusst, um die Hungrigen zu speisen, die Durstigen zu tränken, die Nackten zu bekleiden und das Wohl der Mehrheit unseres Volkes zu erreichen. Ich glaube, dass der revolutionäre Kampf ein christlicher und priesterlicher Kampf ist.“

Für das Volk bleibt er der *padre revolucionario*. Als er einige Tage später von einer Reise zurückkehrt, empfängt ihn am Flughafen eine jubelnde Menge.

Im August 1965 gründet Torres eine Wochenzeitung, um seine Ideen zu verbreiten. In völliger Fehleinschätzung der Lage glaubt er, dass die Revolution unmittelbar bevorstehe, und will sie mit seinen Artikeln, öffentlichen Auftritten und Reden befeuern.

Doch die linke Allianz bröckelt schon bald, die Parteien zerstreiten sich über das weitere Vorgehen. Selbst Torres, nach wie vor der prominenteste Vertreter der Einheitsfront, kann daran nichts ändern, auch wenn er fast jeden Tag in einer anderen Stadt auftaucht.

Gleichzeitig erhöht die Regierung den Druck auf die Einheitsfront: Wichtige Mitarbeiter werden verhaftet oder mit dem Tod bedroht, die Versammlungen mit Gewalt von der Armee aufgelöst.

Zweimal gerät auch Torres in ein Handgemenge, wird von der Polizei verprügelt. Und die Wochenzeitung, bei der er am Ende die Artikel eigenhändig abtippt, verkauft sich kaum noch.

Zum 10. Oktober 1965 kündigt die Frente Unido eine Protestkundgebung im Zentrum Bogotás an. Zehntausende Demonstranten sollen zeigen, wie stark die Opposition ist. Aber Polizei und Armee versperren den Zugang zum zentralen Platz. Am Ende stehen dort nur wenige Menschen, die von knüppelnden Sicherheitskräften vertrieben werden.



Die Frömmigkeit vieler Mittel- und Südamerikaner zeigt sich auch an ihren Wallfahrtsorten. So ziehen jedes Jahr Tausende Gläubige nach Portobello in Panama, um dort einer Christus-Statue zu huldigen. Die hingebungsvollsten Pilger legen den letzten Abschnitt ihrer Reise auf Händen und Knien zurück

Auch Torres treffen die Schlagstöcke, fluchtartig muss er den Platz verlassen. Sein Traum von einem Sturz der Regierung ist endgültig gescheitert, die Einheitsfront ist so schnell zerfallen, wie sie zustande gekommen ist.

Gut eine Woche später geht er in den Untergrund und schließt sich der ELN an. Die Flucht in eine schwer zugängliche Bergregion nördlich von Bogotá wirkt wie eine Verzweiflungstat: Die Guerillatruppe, deren Vorbild Fidel Castro ist, hat nicht einmal 100 Kämpfer und muss Waffen bei Überfällen erbeuten, weil sie zu arm ist, sie zu kaufen.

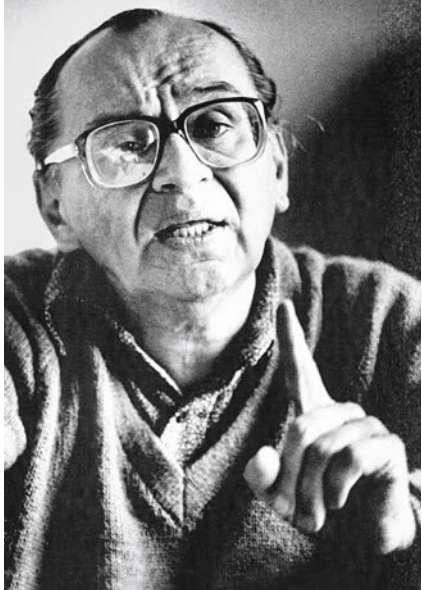
Viele Guerilleros sind ungebildet und deutlich jünger als Torres, einige nicht älter als 13 Jahre. Der Ex-Priester muss jetzt um 5.30 Uhr aufstehen, trainieren und lernen, wie man schießt. Er ist ein Stadtmensch und hat Probleme, sich im Urwald zurechtzufinden und mit schwerem Gepäck auf den Schultern durchs Gelände zu marschieren.

Schon Wochen vor seinem Verschwinden hat er immer wieder über seinen Tod gesprochen. „Er wusste, dass er sterben würde“, erinnert sich seine Mutter. Ein Freund glaubt, Torres wolle lieber im Kampf umkommen, als von Sicherheitskräften ermordet zu werden – um so ein Zeichen zu setzen: „Er nahm seinen Weg in die Guerilla nicht, um sich in Sicherheit zu bringen, sondern damit sein Tod, wenn er ihn in den Reihen der Guerilla ereilte, dem kolumbianischen Volk einen Weg zeigte.“

Die Geheimpolizei hat die ELN genau im Blick. Die Beamten wissen wohl sehr bald, wo sich die Kämpfer aufhalten, greifen aber vorerst nicht ein.

Auch eine in der Nähe stationierte Eliteeinheit des Heeres soll erst zuschlagen, wenn sie von den Rebellen angegriffen wird. Denn eines will die Regierung um jeden Preis verhindern: Torres soll nicht als Held sterben.

Der ehemalige Geistliche gewöhnt sich unterdessen daran, zu schießen – und zu töten. Er jagt Affen und wilde Schweine. Als Waffe erhält er allerdings kein Gewehr (wie die meisten anderen Guerilleros), sondern nur einen Revolver. Als die Kämpfer beschließen, eine Mili-



Auch der peruanische Theologe Gustavo Gutiérrez plädiert für eine Umgestaltung der sozialen Verhältnisse in Lateinamerika



Leonardo Boff (im Bild rechts) beschreibt Jesus als Kämpfer gegen die Unterdrückung. So wird der brasilianische Kirchenlehrer zu einem der wichtigsten Exponenten der Befreiungstheologie, die sich als »Stimme der Armen« versteht



Priester, Dichter und Kulturminister: Ernesto Cardenal ist einer der bekanntesten Vertreter der neuen Bibel-Auslegung. Ab 1979 gehört er für acht Jahre der linken sandinistischen Revolutionsregierung in Nicaragua an



Die Militärregime in Lateinamerika reagieren auf die kritischen Stimmen der Priester oft mit Gewalt. Zum prominentesten Opfer wird 1980 Óscar Romero: Ein Soldat einer rechten Todeschwadron erschießt den Erzbischof von San Salvador während eines Gottesdienstes

tärpatrouille in einen Hinterhalt zu locken, wollen sie ihr berühmtes Mitglied eigentlich nicht mitnehmen und in Gefahr bringen. Aber Torres besteht darauf, wie alle anderen behandelt zu werden.

Tagelang liegen die Guerilleros im Urwald auf der Lauer, graben sich in der Nähe eines Pfades ein. Dann ist es so weit: Am 15. Februar 1966 nähert sich ein Trupp Soldaten auf dem Weg.

Die ELN-Kämpfer eröffnen sofort das Feuer. Auch Torres schießt seinen Revolver leer. Mehrere Soldaten fallen, liegen verwundet oder tot am Boden.

Doch die Guerilleros haben nur die Vorhut angegriffen. Durch den Schusswechsel alarmiert, stürmen nun immer mehr Soldaten durch die Büsche, die Waffen im Anschlag. Als Torres aus seinem Versteck rennt, um sich das Gewehr eines der Gefallenen zu greifen, treffen ihn gleich mehrere Kugeln. Jemand schreit noch seinen Namen, wohl um ihn zu warnen. Aber es ist zu spät.

Der Guerillero, der ein Priester war, stirbt im Dschungel, erschossen im ersten Feuergefecht seines Lebens. Er wird anhand von Briefen, die er bei sich trägt, und seiner Pfeife identifiziert, die Leiche an einem geheimen Ort verscharrt.

Als die Nachricht von seinem Tod bekannt wird, erklärt ihn die ELN zu

einem Helden. Die Kirche bezeichnet ihren einstigen Priester als fehlgeleitet.

Und doch hat sich etwas verändert: 1968 treffen sich die Bischöfe Lateinamerikas in der kolumbianischen Stadt Medellín zu einer Konferenz, die Kirchenhistorikern heute als „Jahrhundertereignis“ gilt. Torres ist noch keine drei Jahre tot, da stimmen die wichtigsten Geistlichen des Kontinents mit vielen seiner gesellschaftlichen Analysen überein: Sie verlangen die „Errichtung einer gerechten Ordnung“ und prangern die „institutionalisierte Gewalt“ der Armut an.

Theologen wie Juan Luis Segundo in Uruguay, Jon Sobrino in El Salvador und Leonardo Boff in Brasilien arbeiten diese Ideen in den kommenden Jahren weiter aus.

Christlicher Glaube und das Engagement für Gerechtigkeit lassen sich für sie nicht trennen. Boff beschreibt in einem aufsehenerregenden Buch Jesus Christus nicht nur als „Befreier“ von der Sünde, sondern als Mensch gewordenen Kämpfer gegen Unterdrückung.

Drei Jahre nach der Konferenz von Medellín veröffentlicht Gutiérrez ein Buch mit dem Titel „Theologie der Befreiung“ – das Grundlagenwerk der neuen Bewegung, deren Anhänger die radikale Umkehr der lateinamerikanischen Kirche fordern. Sie soll nicht mehr wie

bisher die Reichen und Mächtigen unterstützen, sondern sich im Gegenteil, der Armen und Schwachen annehmen.

Allerdings gibt es unter den Reformern durchaus Unterschiede.

So ist Gutiérrez für eine „tief greifende Umgestaltung in den Eigentumsverhältnissen“, für „soziale Revolution“ und eine Machtübernahme durch die „ausgebeuteten Klassen“.

Damit bedient er sich marxistischer Theorien, wie sie in dieser Zeit weltweit diskutiert werden und den kapitalismusfeindlichen Flügel der Befreiungstheologie beeinflussen (die Religionskritik und den Atheismus der Marxisten übernimmt der Geistliche indes nicht).

In der Frage der Gewaltanwendung aber ist Gutiérrez anderer Auffassung als sein im Gefecht mit Regierungssoldaten gefallener einstiger Freund Torres.

Und auch die meisten anderen Befreiungstheologen wollen nichts wissen von einem gewaltsamen Umsturz.

Sie gehen zwar zu den Armen, wohnen bei ihnen, versuchen mit ihnen gemeinsam vor Ort Not und Elend entgegenzuwirken. Sie unterstützen die Laien, die in den nun immer zahlreicher werdenden Basisgemeinden die Texte der Bibel auf das eigene Leben beziehen. Doch den Griff zur Waffe lehnen sie ab.

Nirgendwo auf der Welt wird die Befreiungstheologie in den folgenden Jahren so mächtig wie in Lateinamerika – und nirgendwo so gefährlich für ihre Protagonisten. Denn wegen ihres Einsatzes für die Armen und ihres Kampfes gegen die Unterdrückung geraten die Befreiungstheologen ins Visier der Militärdiktaturen, die sich in den 1970er Jahren in Lateinamerika ausbreiten.

Der Dichter und Priester Ernesto Cardenal, der sich als Marxist bekennt und gegen die Diktatur in Nicaragua auflehnt, muss nach Costa Rica fliehen. Dort wird er Mitglied der Sandinisten, einer Guerillaorganisation für die Befreiung seines Heimatlandes.

In Brasilien erhält Erzbischof Hélder Câmara, einer der Organisatoren der Konferenz von Medellín, Morddrohungen, weil er in Predigten Gerechtigkeit für die Armen fordert und die Militärjunta scharf kritisiert, etwa deren Folter politischer Gefangener anprangert. Mehrmals entgeht er nur knapp Attentaten.

Mehr als 850 Geistliche und über 1500 engagierte Laien werden allein in

dem Jahrzehnt nach Medellín bedroht, inhaftiert, gefoltert oder ermordet. Das bis heute prominenteste Opfer aus den Reihen der Befreiungstheologen ist Óscar Romero, der Erzbischof von San Salvador, den Mitglieder des US-Kongresses und des britischen Parlaments wegen seines Einsatzes für die Menschenrechte als Kandidaten für den Friedensnobelpreis vorgeschlagen haben.

Am 24. März 1980 erschießt der Kämpfer einer Todesschwadron den Kleriker, während der in der Kirche die Messe liest.

Trotz der Verfolgung in Lateinamerika wird die Befreiungstheologie zu einer Massenbewegung, verbreiten sich ihre Ideen über die Welt, und das nicht nur dort, wo Menschen bedrängt sind.

Der Vatikan hingegen beobachtet die Entwicklung lange Zeit mit größter Skepsis, denn Papst Johannes Paul II. und seine Berater befürchten den Missbrauch der Kirche durch den marxistischen Flügel.

Auch der heutige Papst, Franziskus, bekämpft in seiner Zeit als Leiter des Jesuitenordens in Argentinien die marxistischen Befreiungstheologen. Das än-

dert sich erst, als mit dem Ende des Kalten Krieges zwischen Ost und West auch die Angst vor Infiltration schwindet.

Die Sorge um die Armen jedoch treibt den heute mächtigsten Kirchenführer der Welt schon in jener Zeit um.

Und diese Sorge ist es, die ihn inzwischen dazu veranlasst hat, einen Dialog mit Theologen wie Jon Sobrino und Gustavo Gutiérrez zu suchen.

Den ermordeten Bischof Romero hat Franziskus mittlerweile als Märtyrer geehrt und seliggesprochen – und so nach gut 50 Jahren Auseinandersetzung die Dogmen der Kurie mit den Ideen der Befreiungstheologie versöhnt. ●

Fabrice Braun, Jg. 1972, ist Autor in München.

LITERATUREMPFEHLUNGEN

Renate Wind, „Bis zur letzten Konsequenz. Die Lebensgeschichte des Camilo Torres“, Beltz & Gelberg: gut lesbare, um Objektivität bemühte Biografie. Hans-Joachim König, „Kleine Geschichte Kolumbiens“, C. H. Beck: fundierte Landeskunde von einem Kenner der Geschichte Lateinamerikas.